

## „Das Beste ist der Feind des Guten“ – vom Optimierungsgedanken in unserer Gesellschaft

Dass es erstrebenswert sei, der Beste zu sein, das Beste zu wollen und das Beste zu geben, wird uns täglich auf verschiedensten Ebenen anempfohlen. Wir sehen die strahlenden Sieger im Sport, das nicht zu übertreffende Angebot im Supermarkt und die Fremd-, aber auch Selbstansprüche im Berufsleben. Unter dem Motto: „Nur das Beste ist uns gerade gut genug!“ streben wir nach einer ständigen Optimierung der Leistungen – ein gesellschaftliches Phänomen, dem sich auch die Schule verpflichtet fühlt. Doch führt uns das jeweils Beste auch zu einem besseren Leben – falls wir dieses überhaupt allgemeingültig formulieren können?

Zunächst einmal führt die Suche nach dem ultimativen Besten zu einem permanenten Vergleichsdruck, der in einer Angst gipfelt, irgendwo etwas zu verpassen, was uns noch günstiger, grösser, eleganter, effektiver, moderner oder zuverlässiger erscheint. Es folgt eine latente Unzufriedenheit mit dem Gewählten oder Erreichten, weil uns stets der Eindruck quält, doch nicht das Optimum aus dem vielfältigen Angebot gezogen zu haben. Die Konsequenzen aus dieser Maximierungsorientierung aber sind fatal:

Nur das Beste zu wollen führt zu einem Verlust an Wertschätzung: So werden bspw. auf dem Lebensmittelmarkt nur die Produkte ausgewählt, die den Idealvorstellungen entsprechen – und somit bei Naturprodukten die natürlichen Spannbreiten ignoriert, kleinere Abweichungen in Form, Grösse oder Farbspektrum führen entsprechend zur Aussonderung, so dass jedes Jahr unzählige (in der Schweiz 2011 2 Millionen!) Tonnen einwandfreier Lebensmittel im Abfall landen.

Immer das Beste zu geben führt zu einem Verlust an Leistungsfähigkeit: So sind Spitzenleistungen auch nur in massvoller Häufigkeit in Abstimmung mit Regenerationsphasen möglich. Deswegen bewegen sich bspw. Zirkusartisten, die zwar in vergleichbarer Intensität wie Spitzensportler trainieren, jedoch im Gegensatz zu diesen ihre Kunst nicht nur zu punktuellen Saisonhöhepunkten, sondern ganzjährig präsentieren müssen, stets unter ihren potentiellen Bestleistungen.

Der Anspruch, möglichst der Beste zu sein oder zu werden schliesslich führt zu einem Verlust an Zufriedenheit: Da es per Definition von den Besten stets nur wenige geben kann, müssen die Hoffnungen der Meisten enttäuscht werden. In wiederkehrend enttäuschter Hoffnung aber geht die Eigenmotivation verloren. An ihre Stelle tritt entsprechend die Fremdmotivation, die über Belohnungen und Strafen agiert. In diesem System jedoch verdrängt der äussere Anreiz das innere Anliegen: eigenes Engagement erwächst nicht mehr aus spontanem Interesse, sondern aus notgeschuldetem Kalkül. So orientiert sich die eigene Lebensführung zunehmend an der Abwehr der Befürchtungen – anstatt am Streben nach der Erfüllung der Bedürfnisse.

In der *Kolumne der Schuldienste* auf Folgeseite dieser Ausgabe werfen wir einen Blick auf einige ausgewählte Auswirkungen dieses überzogenen Leistungsparadigmas auf den Bereich der Schule. Dort ergänzen wir diese Überlegungen aus der Sicht der Psychomotoriktherapie zudem um die Perspektive der Kinder, die diesem Wettlauf nicht bedingungslos folgen können.

Kimon Blos, Dr. phil.  
Leiter der Schuldienste Willisau

## „Bin ich auch mal gut genug?“ – das gesellschaftliche Leistungsdogma aus den Perspektiven der Schule und der Psychomotoriktherapie

Im Leitartikel dieser Ausgabe (Titelseite) haben wir beispielhaft den allgegenwärtigen Optimierungsdruck in unserer Gesellschaft skizziert. Diese Rahmenbedingungen prägen nun unweigerlich die Entwicklung unserer Kinder und Jugendlichen, die im Austausch mit ihrer Lebenswelt Orientierung suchen. Diese Orientierung auf dem Weg zu einer gesunden Identität muss die Wünsche nach Zugehörigkeit („wie alle sein“) und nach Einzigartigkeit („wie keiner sonst sein“) berücksichtigen, muss also die Orientierung an den anderen *und* sich selbst gewährleisten. Dabei ist die Schule als Bildungs- und Erziehungsinstitution jenen geschilderten gesellschaftlichen Normen und Konventionen verpflichtet, die das Leben aller bestimmen, während die Psychomotoriktherapie die Selbstentwicklung innerhalb dieser Bedingungen fokussiert.

Der Anspruch der Leistungsoptimierung im Schulsystem zielt darauf, jeden Schüler in jedem Fach gemäss seinen Fähigkeiten zu fördern. Dabei werden die Unterschiede zwischen diesen individuellen Fähigkeiten durchaus anerkannt, doch nicht immer in ihren Konsequenzen ernst genommen. Die Schule steckt hier in einem unauflösbaren Dilemma: Sie hat einerseits allen Schülern eine entwicklungsförderliche Plattform zu bieten und im Zuge der Integration den Blick auf die Aspekte der Gleichheit zu richten, die alle Individuen verbinden. Sie hat jedoch zum anderen auch den gesellschaftlichen Auftrag, ihre Schüler – gemäss deren Fähigkeiten – auf die Berufswelt vorzubereiten. In dieser aber benötigen sie in unterschiedlichen Sparten unterschiedliche Kompetenzen, was zwangsläufig eine Separation nach Anspruch der Berufszweige (Studium, Lehre) und Erwartung der Absolventen (Tätigkeit, Arbeitsbedingungen, Gestaltungsspielraum, Lohn) verlangt. Diese Einteilung und Trennung der Schüler erfolgt über die Notengebung. Sie bestimmt über Karrierechancen – aber nicht über die individuelle Lebenszufriedenheit!

Aus Sicht der Psychomotoriktherapie sind vor diesem Hintergrund die bei vielen Lehrern, Schülern und Eltern beliebten Quervergleiche der Noten mit Vorsicht zu geniessen, da ihr Frustrationspotential ungleich höher bewertet werden muss als ihre vermeintlich anregende Wirkung auf die Selbstmotivation. Viel wichtiger ist es daher, die persönlichen Fortschritte des Kindes wertzuschätzen, als sich an der 6 seiner Pultnachbarin zu orientieren.

Frei nach einer therapeutischen Maxime dürfen wir diese Noten *ernst, aber nicht zu wichtig nehmen*. Das ist jedoch in der heutigen Leistungsgesellschaft mit ihrem Verdrängungswettbewerb zweifelsfrei leichter gesagt als getan. Die im Vergleich zu früheren Jahren deutlich gewachsene Komplexität der Arbeitsanforderungen verlangt eine Spezialisierung der Arbeitnehmer, so dass ungelernete Arbeitskräfte kaum mehr ein Auskommen finden. Zudem bietet unsere pluralistische Gesellschaft prinzipiell jedem Menschen die Chance, jeden Beruf zu ergreifen: etwaige Zugangsbeschränkungen nach Geschlecht, Hautfarbe, Herkunft oder sozio-kulturellem Milieu bestehen nicht mehr. So können Mädchen heute ebenso selbstverständlich Automechanikerin werden, wie Jungen Sekretär oder Erzieher. So können Kinder aus einer traditionellen Arbeiterfamilie studieren oder Kinder aus Akademikerkreisen ein Handwerk erlernen. Diese erfreuliche Freiheit, die es jedem einzelnen erlaubt, sich nach seinen Interessen zu entscheiden, birgt jedoch auch eine Gefahr. Wo früher ein Beruf auch aus der Familientradition gewählt wurde, waren die Anforderungen dieser Tätigkeit bekannt. So waren für einen Handwerker, einen Kaufmann oder einen Arzt bestimmte Fertigkeiten notwendig, andere aber konnten vernachlässigt werden. Dieses Wissen erlaubte einen entspannteren Umgang mit Schwächen. Mit der heutigen Chancenvielfalt bleibt nun aber lange Zeit offen, welchen Beruf ein Kind oder Jugendlicher letztendlich wählt, so dass entsprechend alle Fertigkeiten ausgebildet werden müssten, möchte man nicht schon frühzeitig attraktive Karrierefenster verschliessen. Defizite gewinnen somit an immenser Bedeutung, da ihre Auswirkungen auf die Zukunft der Kinder nicht mehr abgeschätzt werden können. Hier liegt eine Hauptursache des allgegenwärtigen Anspruchs auf umfängliche Förderung begründet, den die Schule alleine nicht auffangen kann.

Während die Schule jeweils vom Lernstoff ausgeht, der den Schülerinnen und Schülern zu vermitteln ist, fokussieren die therapeutischen Angebote die individuellen Ressourcen. So bewertet die Schule den Grad der individuellen Übereinstimmung des Kindes mit einem durch den Lehr-

plan definierten Endergebnis, die Psychomotoriktherapie aber begleitet den Weg zu einem noch offenen Ziel. Psychomotoriktherapie versteht sich in diesem Sinne auch als eine „Profilberatung“, in der eigene Stärken und Schwächen ernstgenommen und als Entscheidungshilfen wertgeschätzt werden. Dabei gilt es, das oben geschilderte vermeintlich verheissungsvolle Bild umfanglicher Kompetenzen zu überwinden, denn wo alle alles können sollen lauert einerseits unweigerlich Überforderung und geht andererseits zwangsläufig Individualität verloren. Jene Individualität besteht neben z. T. mitgebrachten Voraussetzungen auch auf entwickelten Bedeutungszuschreibungen, deren Berücksichtigung für die psychosoziale Gesundheit als wesentlich anzusehen ist. So sind problematisierte Quervergleiche mit einer „Norm“ für ein Individuum nur dann relevant, wenn es selbst unter dem Eindruck leidet, jenem Vergleich nicht zu genügen. Wie aber sollte sich eine therapeutische Indikation begründen lassen, wenn sich lediglich die Fachlehrperson über unsorgfältige Bastelarbeiten oder misslingende Rückwärtsrollen ärgert und keine dieser Einschränkungen die individuell als bedeutungsvoll erachtete Aktivität oder die soziale Teilhabe beeinträchtigt?

Dabei jedoch bleibt festzuhalten, dass individueller Leidensdruck nicht ausschliesslich aus verbalen Äusserungen abgeleitet werden darf – diese sind vielfach trotzig geschönt oder bereits an Fremderwartungen angepasst. Hier gilt es, v. a. das körperliche Ausdrucksverhalten zu beobachten: reagiert das Kind auf bestimmte Situationen wiederkehrend mit Rückzug, Passivität, Flucht- oder Vermeidungsverhalten, mit Clownerie oder Aggression, mit verlegen schamhaftem Lachen oder mit plötzlichem Erröten? Liegt ein Leidensdruck vor, müssen die individuellen Ressourcen (personale Kompetenzen und soziale Beziehungen) und die Erwartungen und Ansprüche miteinander abgeglichen werden. In diesem Zusammenhang ist der Fokus allein auf dieses Kind und seine eigene Entwicklung zu legen und sind Vergleiche mit anderen möglichst zu minimieren. Erst nach diesem Befreiungsakt kann eine Beschäftigung wieder unabhängig von ihrem Ergebnis als lustvoll erlebt werden. Nun rückt der Gestaltungs- und Aneignungsprozess in den Mittelpunkt, in dem Reize und Impulse auf dem eigenen Leistungs- und Bedeutungsniveau verarbeitet und auch differenziert werden können: so kommen Stärken zum Vorschein, wo bisher nur Schwächen vermutet wurden, da Kinder zu Verallgemeinerungen ihrer Erfahrungen neigen. Ein Sturz vom Klettergerüst heisst für ein Kind oftmals nicht: „ich habe mich nicht ausreichend festgehalten“, sondern „ich kann nicht gut klettern“ bzw. sogar „ich bin schlecht“. Damit manifestiert sich ein negatives Selbstkonzept, das eigene Erfahrungen stets dahingehend interpretiert, das eigene (negative) Selbstbild zu bestätigen.

Die Psychomotoriktherapie versucht nun das Kind dabei zu unterstützen, diese Verallgemeinerungen eigener Leistungskepsis zu unterbrechen und ein realistisches Selbstbild zu entwerfen, in dem Stärken und Schwächen Platz und Berechtigung finden. Das Kind soll sich wieder als Akteur – und nicht als Spielball – der Bedingungen erleben. In unseren Bewegungs-, Spiel- und Beschäftigungsangeboten erfährt das Kind, dass jene Bedingungen tatsächlich so verändert werden können, dass sie ihren problembezogenen Schrecken verlieren und die Auseinandersetzung mit ihnen auch Spass bereiten kann. In dessen Folge bedeutet auch eine Akzeptanz von Schwierigkeiten kein resignatives Hinnehmen und Ignorieren der Problematik. Sie stellt aber die Voraussetzung dar, sich wieder mit Engagement unter vollem Einsatz der eigenen Ressourcen mit diesen Mühen zu beschäftigen, da die Akzeptanz die je im Raum stehende Erwartungshaltung relativiert und so die eigene Aktivität nicht bereits vorab mit einem unvermeidlichen Scheitern bedroht. So kann auch dort wieder Freude entstehen, wo zuletzt nur Frust herrschte – und nur bei den Dingen, die wir gerne tun, stehen (Lern)Aufwand und (Leistungs)Ertrag in einem vernünftigen Verhältnis. Erfolg motiviert, die Definition von Erfolg aber obliegt der gewählten Perspektive.

Kimon Bloss, Dr. phil.  
 Fachdienstleiter Psychomotoriktherapie Willisau  
 Schuldienstleiter Willisau